Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



13

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland



Einfüllen von flüssigem Roheisen in einen Thomaskonverter. Wie im Stahlwerk der Kohlenstoff — samt anderen störenden Bestandteilen — aus dem Roheisen herausgebracht wird, ist uns wohl allen bekannt. Der Witz dabei ist, daß man in den Thomasbirnen glühendes, flüssiges Roheisen mit einem heftigen Wind durchbläst: dabei verbrennt der Kohlenstoff. Bloße Hitze an sich nützt nichts, sondern es ist die unaufhörliche Zuführung immer neuen Sauerstoffs notwendig. Dieser nimmt den Kohlenstoff sozusagen mit — und so wird aus dem Roheisen Stahl. Der ganze Vorgang dauert etwa zwanzig Minuten und vollzieht sich — unser Bild läßt das nur ahnen — unter höchst eindrucksvollen optischen und akustischen Erscheinungen.

JAHRGANG 5 31. JULI 1954 13

AUS DEM INHALT:

Technik und Lichtbildkunst
+
Ruhrfestspiele kamen ins Werksgasthaus
+
Jede Menge Ansichtskarten
+
Hafen-Rundfahrt
+
Kurzgefaßt: Belegschaftsversammlungen
+
Über die Anwendung von Handfeuerlöschern (II)
+
Fluch oder Segen der Technik
+
Saint Exupéry — der Flieger-Dichter
+
Die Schlacht findet diesmal im Saale statt
+
Cerny: Behüte Deinen Kopf

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rheinland), Essener Str. 64. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich erscheinende Werkszeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17 000. Druck: VVA-DRUCK, Vereinigte Verlagsanstalten GmbH., Oberhausen (Rheinland). Klischees: Vignold, Essen.

BRÜCKENSCHLAG

Wie oft ist nicht schon der Bau einer Brücke über ein Tal oder über einen Strom mit dem Brückenschlag von Mensch zu Mensch verglichen worden! Der Bau einer Eisenbahn- oder Straßenbrücke scheint uns aber auf den ersten Blick schwerer zu sein als der einfache Handschlag, den wir von Mensch zu Mensch, von Freund zu Freund, von Mitarbeiter zu Mitarbeiter austauschen. Dieser Handschlag jedoch ist symbolisch für unser Bemühen um den Menschen neben uns. Und doch — wie entsetzlich schwer ist es oft, einem Mitmenschen gegenüber das erste Wort oder auch nur das richtige Wort zu finden! Dagegen scheint uns der große organisatorische Apparat eines Brückenbaus mit seinen umfangreichen statischen Berechnungen, mit den Arbeiten der Fundamentierung und der werkstattmäßigen Vorbereitung einiger tausend Tonnen Walzstahl oft ein Kinderspiel zu sein.

Woran liegt das eigentlich? — Bei der Brücke über den Rhein bei Ruhrort, die wir in der letzten Ausgabe zeigten, kennt man die Breite des Stromes, kennt man die Wasser- und Bodenverhältnisse, kann man gar die Belastung durch den Autoverkehr abschätzen. Das alles liegt fest oder ist mit größter Wahrscheinlichkeit zu berechnen — hier gibt es keine unlösbaren Probleme.

Was aber machen wir mit Menschen in einer ähnlichen Lage? — Einmal behaupten wir, wir ständen diesseits und jenseits des Stromes! Dort stehen wir oft auch „stock und steif". Hie Vorgesetzte, da Untergebene! Hie Angestellte, dort Arbeiter! — Es ist müßig, diese ganze Skala der vermeintlichen Gegensätze aufzuzählen. Es bedarf keiner Worte, daß wir Menschen versuchen müssen, in unseren Familien und Häusern, in unseren Betrieben und Werkstätten wirklich „zusammen" zu leben. Voraussetzung aber ist, wir müssen einer im anderen den Menschen sehen, der das gleiche Antlitz trägt wie wir! Wir müssen einer im anderen dem Menschen begegnen!

Wie oft meinen wir, ganz im Gegensatz zu dem Brückenschlag, wir könnten den zwischen uns liegenden Strom nicht überbrücken. Was liegt denn eigentlich zwischen uns? Oft sind es nur Mißtrauen, Einbildung auf vermeintliche Vorrechte oder auf Titel, Eitelkeit oder Neid, Rechthaberei oder Habgier!

Vieles wäre für unser tägliches Zusammenleben einfacher, wenn wir uns unserer eigenen Schwächen und Anfälligkeiten bewußt würden und wenn wir in dem Bewußtsein, daß der andere neben uns auch ein Mensch ist, versuchen würden, uns selbst zu überwinden.

Fertige Brücken sind herrliche Kunstwerke menschlicher Schöpferkraft. Wie schön ist jene Brücke, die größte der Welt, am Goldenen Tor in San Franzisco, oder jener gewaltige Spann über den Belt. Aber auch die von unseren Kollegen in Sterkrade mit unserem Stahl gebauten Brücken bei Köln oder Düsseldorf über den Rhein sind Meisterwerke moderner Ingenieurkunst. Wir haben absichtlich als Titelbild der letzten Ausgabe eine „in Bau befindliche" Brücke gewählt, weil einem solchen Bild eine viel stärkere Symbolkraft innewohnt: der Bau einer Brücke ist das Symbol für den entschlossenen Vesuch der Menschen, das andere Ufer zu erreichen, Berg und Tal zu verbinden und Getrenntes nicht mehr getrennt zu lassen.

thyssenkrupp Corporate Archives

Oase einer Großstadt

Ein Romantiker lustwandelt durch den Werksgasthaus-Park

Als kürzlich ein Journalist aus Niedersachsen zu Besuch im Werk weilte, tat dieser, nachdem er uns nach dem Werksgasthauspark befragt hatte, sehr erstaunt. So etwas hatte er — wie er sagte — im „Schwarzen Kohlenpott" nicht erwartet. — — Na, lesen Sie in den folgenden Zeilen selbst, was er uns darüber schreibt.

Kruzitürken, diese unzuverlässigen Langhaarigen! Höflich und deutlich habe ich die blonde Schaffnerin der Linie 1 auf meine fehlenden Ortskenntnisse aufmerksam gemacht und sie gebeten, mir doch gütigst Bescheid zu geben, wenn wir das Hüttenwerk erreicht haben. Vorsichtshalber habe ich noch ergänzt: „die HOAG". Ich erinnere mich genau, sie hat daraufhin freundlich genickt und ermutigend mit den Wimpern gezuckt.

Nach einigen Haltestellen tippt die Maid mir auch prompt mit zartgeknöcheltem Zeigefinger auf die Schulter und spricht, ohne mit der Wimper zu zucken, das erlösende Wort: „Hüttenwerk!" Ich danke respektvoll, steige vorschriftsmäßig, linke Hand am linken Griff, vom Trittbrett und . . .

Ja, und nach einigen Schritten befinde ich mich mitnichten etwa im Hüttenwerk, sondern in — — — einem Park. Vor knirschender Wut werde ich so rot wie die Rosen, die ringsum zu Hunderten in allen Farben verschwenderisch glühen. Zum Glück entdecke ich aber schnell den Parkwächter, der mit einem Buch in der Hand vergnüglich durch das Paradies spaziert. Aha, oho: er genießt Goethe. Ist ja eigentlich ein bißchen paradox, wenn mit Freuden ein alter Wärter die „Leiden des jungen Werther" liest.

Behutsam frage ich ihn, mit welcher Straßenbahnlinie ich von hier zum Hüttenwerk gelangen könne. Da klappt der Alte seinen Werther zusammen, streckt sich bedeutsam zu Überlebensgröße und spricht die geflügelten Worte: „Lieber Freund, Sie befinden sich ja bereits mitten im Hüttenwerk, denn dieser unser Werksgasthauspark ist so etwas wie die Seele des Betriebes."

Freundlich geleitet er mich durch die idyllischen Gefilde. In der Tat: wenige Meter entfernt von der gewaltigen Hochofenkulisse, fauchenden Maschinen und dem Kreischen der Walzenstraßen dehnt sich hier eine Oase der Großstadt, wie sie erbaulicher nicht gedacht werden kann. Ein Springbrunnen versprüht himmelhochjauchzend seine Wasserstrahlen. Ganze Geschwader von Rosen in allen Variationen sind zur Parade angetreten. Der Wacholder duftet — man möchte meinen bis in die Betriebe hinein, während der Flieder für dieses Jahr schon seine Schuldigkeit getan hat. Akazien spenden kühlen Schatten und laden zur Rast auf den blitzblanken weißen Bänken, denen Parkwächter Paul Auer seine bevorzugte Sympathie angedeihen läßt. Im Terrarium knabbern Landschildkröten friedlich am Blumenkohl, während eine Sumpfschildkröte im kleinen Bassin sich ungeniert ein Bad genehmigt. Laubfrösche hüpfen übermütig durchs Gras. Eine Blindschleiche schielt erwartungsvoll zum Podium hinüber, wie wenn gleich der Werkschor oder das Werksorchester zu einer Sondervorstellung erscheinen müsse. Smaragdeidechsen streifen mit schimmernden, schillernden Körpern durch die Gegend.

„Leider", unterbricht der Parkwächter meine Bewunderung, „leider gibt es gelegentlich auch Ärger und Verdruß in diesem Paradies. Einige Außenseiter erliegen der verführerischen Versuchung, ernten Rosen für ihre häuslichen Blumenvasen oder schleudern Konservenbüchsen in den Karpfenteich, der übrigens nicht einen einzigen traditionellen Hecht enthält!"

„Teich?" Ein paar Schritte nur, und dann verweile ich lange in fast andächtiger Sammlung vor dem malerischen Wasser, unter dessen Spiegel vollschlanke Karpfen wilde, verwegene Jagden veranstalten und Goldfische deutscher und japanischer Abstammung munter mit den Schwänzchen wedeln. Feierlich und würdevoll entfalten die Seerosen ihre träumenden Blüten auf der Oberfläche. Weit haben sie ihre Kelche geöffnet, als sängen sie das hohe C der Anmut und Schönheit oder als wollten sie mit ihren seidigen Blättern den Sonnenstrahl umarmen. Wahrlich, so eine Seerose ist beinahe ein schwimmender Stern, ein botanischer Kuß. Wenn ich Werksarzt wäre: gegen Neurosen und so verordnete ich nur — Seerosen. Denn diese Seerosen verleihen dem geplagten Menschenherzen unversehens eine rosige Gesichtsfarbe.

Als wir uns dem Ausgang zuwenden, werden wir von einem jungen Mann angesprochen, der sich nach dem Büro der Betriebskrankenkasse erkundigt. Der Wächter weist ihm den nahen Weg. Aber der junge Mann ist längst fasziniert von dem imposanten Bild, das die romantischen Rosenbeete bieten. Genießerisch inhaliert er den Duft, als sei es ein betörendes Parfüm oder eine köstliche Medizin. Und als dann auch noch die Goldfische seinen verwunderten Blick umsegeln und eine jungfräuliche Seerose ihm einen holden Gruß gewährt, da kommt es fast programmgemäß über seine Lippen: „Man fühlt sich tatsächlich wie neugeboren! Da kann man den Gang zur Krankenkasse beinahe sparen!" — — Wenn es nur so wäre . . .

Und die Seerosen im Park recken wohlgefällig ihre Blütenkelche, als hätten sie Sektgläser erhoben und prosteten sich zu auf das Wohl einer Menschenseele, die einen Blick hatte für die Schönheit der Natur.



Altbauwohnungen gesucht

Für einige Mieter, die im Zuge des Kraftwerkbaues ihre Wohnungen in der Hultschiner Straße aufgeben mußten, werden Altbauwohnungen gesucht. Für Altbauwohnungsmieter, die zu einem Tausch bereit sind, stellt die Wohnungsverwaltung Neubauwohnungen in der Bermensfeld-Siedlung zur Verfügung. Meldungen erbittet umgehend die Wohnungsverwaltung.

Während der Sommermonate teilen sich jeweils sonntagmorgens Werkschor und -orchester in die Gestaltung der Gartenkonzerte. Der Werksgasthauspark gibt den geeigneten äußeren Rahmen hierzu. Wenn nicht im Hintergrund die Hochofen-Kulisse wäre, könnte man fast meinen, beim Kurkonzert in Neuenahr oder Baden-Baden zu sein.



Archiv Stahlwerke Südwestfalen

TECHNIK und Lichtbildkunst

Daß das Fotografieren eine Kunst sein kann, wird zwar hin und wieder immer noch bestritten, aber wenn die erklärten Gegner der Fotografie recht hätten, so käme es bei der Entstehung eines Lichtbildes mehr auf die Kamera an als auf die Hand, die sie bedient. Die Praxis beweist täglich das Gegenteil: Der Unbegabte bleibt auch mit einem teuren Apparat ein „Knipser", während der Könner schon mit einer billigen Kamera erstaunliche schöpferische Leistungen hervorzubringen vermag. In der Tat, wem aus beruflichen Gründen täglich viele Lichtbilder durch die Hände gehen, der wird bestätigen, daß es durchaus berechtigt ist, auch auf dem Gebiete der Fotografie von „schöpferischen" Leistungen zu sprechen. Der eine geht mit einer hochwertigen Kamera, allem erdenklichen technischen Rüstzeug und lückenlosem Wissen um Besonderheiten des Filmmaterials, der Belichtungsdauer und der Dunkelkammertechnik an einen Gegenstand, eine Landschaft, eine Szene heran, und das Ergebnis bleibt trotz allem bestenfalls ein objektiv registriertes Stück Natur, eine genaue Wiedergabe eines Geschehnisses oder Zustandes, eben eine Bildreportage, wie man so etwas zutreffend in der Fachsprache nennt.

Schöpferische Fotografie

Der andere begnügt sich nicht damit, das Objekt so zu fotografieren, wie es sich ihm gerade bietet, sondern er studiert es zunächst einmal, er sucht es in seinem Wesen und seinen Stimmungswerten zu erfassen, er pirscht sich förmlich heran und wartet geduldig, bis aus einem glückhaften Zusammenstimmen von äußeren Umständen und innerer Gemütslage der vielleicht einmalige Augenblick erwächst, in dem er die erstrebte Aufnahme just so machen kann, wie sie ihm vorschwebte, oder besser gesagt: wie sie ihm von seiner schöpferischen Phantasie von Anfang an vorgeschrieben wurde. Eine auf diese Weise entstandene fotografische Aufnahme ist so persönlich, daß sie geradezu unverwechselbar ist. Es kennzeichnet den begabten Lichtbildner, daß er genau wie etwa ein Maler seinen ganz persönlichen Stil entwickelt. Man nimmt eine bemerkenswerte Aufnahme zur Hand und weiß sofort, von wem sie stammt. Und das ist hinwiederum ein Beweis dafür, daß man auch mit einem technischen Auge, wie es die Fotokamera ist, ganz subjektiv „sehen" kann, sofern der Verschluß genau in dem Augenblick ausgelöst wird, wo das Erlebnis des Schauens besonders intensiv wird und der Lichtbildner fühlt, daß er in einen Zustand gesteigerten Sichtvermögens hineingeraten ist.

Entdeckungsreise in die Industrie

So betrachtet, kann der Lichtbildner praktisch alles fotografieren und daraus mit Hilfe der Gesetzmäßigkeiten und Zufälligkeiten ein Kunstwerk gestalten. Es dient dazu die Landschaft wie die Siedlung, der Mensch wie das Tier, und die Seelenlandschaft des menschlichen Antlitzes ist eigentlich auch erst durch die Fotografie entdeckt worden. Wohl ziemlich das letzte Gebiet, das der Fotograf für sich erschloß, war die Technik. Man hatte die qualmenden, rußigen Werkstätten der Industrie wohl für das genaue Gegenteil dessen gehalten, was das lichthungrige Auge der Kamera sucht. Erst der moderne Mensch mit seiner Begeisterungsfähigkeit für die Fortschritte der Technik lernte auch ihre Wunder und Schönheiten richtig sehen. Und danach ergab es sich zwangsläufig, daß er auch mit dem Fotoapparat in diese Welt des Stahls und des Eisens eindrang. Eine gigantische, eine unheimliche Welt für die meisten Menschen, die in den stählernen Maschinenkolossen, den summenden, hitzebebenden Kesseln und glutspeienden Hochöfen nur beängstigende Ungeheuer und Urgewalten sehen, denen man tunlichst nicht zu nahe kommen sollte, weil sie jederzeit entfesselt werden könnten. Das künstlerische Auge des Lichtbildners dagegen entdeckt in der tosenden Arbeitssymphonie eines Walzwerkes, in dem Labyrinth von Rohrleitungen eine überwältigende Fülle von großartigen, atemraubend schönen Bildern, die mit bestürzender Gewalt auf seine Sinne, vor allem aber auch auf seine schöpferische Phantasie eindringen. Unsere Meisterfotografen haben uns von ihren Entdeckungsreisen in die Werkstätten unzählige herrliche Bilder mitgebracht. Am überzeugendsten und packendsten sind immer die, in deren Mittelpunkt der Mensch gleichsam als Hephästos steht — an Gestalt nur klein gegenüber den dröhnenden, dampfzischenden Stahlgiganten, ein Titan jedoch an Kraft und Willen inmitten der surrenden Räder und dröhnenden Hämmer, Lenker allen Geschehens in dieser Zyklopenwelt.

Mit der Kamera am Hochofen

Das künstlerische Auge wird gerade auf dem Gebiete der Technik eine nicht zu erschöpfende Fülle von Bildmotiven finden. Schon der Dorfschmied, der noch nach denselben Regeln wie seine Kollegen vor fünftausend Jahren das auf dem Kohlenfeuer glühend gemachte Eisen mit dem Hammer schmiedet, ergibt ein eindrucksvolles Bild menschlicher Ausgeprägtheit. Viel gewaltiger natürlich ist ein Bild von dem Abstich eines Hochofens, wenn es gelungen ist, darauf die staub- und lärmerfüllte Atmosphäre einer solchen Werkhalle, die Gluthitze des in die Sandrinne schießenden und in den Gußformen gurgelnden Metallflusses festzuhalten und dabei, wenn auch nur andeutungsweise, etwas von den Gefahren zu erzählen, die in den Elementen ruhen. Wie gewaltig können sich Fördertürme und Halden über der flachen Landschaft erheben.

An den Stätten der Arbeit

Die Welt der Technik hat nicht wenig dazu beigetragen, der modernen Lichtbildkunst den Weg zur Anerkennung in weiten Kreisen zu verschaffen. Alle anderen Künste mußten zwangsläufig versagen, wenn es galt, Prozesse in den technischen Werkstätten so wiederzugeben, wie sie sich dem Auge des Beschauers darbieten: dazu sind der Eindrücke an einer solchen Stätte der Arbeit viel zu viele. Die Fotografie dagegen konnte sich dieses Themas annehmen. Sie mußte sich nur bemühen, durch Bildausschnitt, Beleuchtung und Weglassen des Unwesentlichen die Bildwirkung künstlerisch zu steigern und eine Komposition zu finden, die den Menschen als Herrscher über diese Welt der rauchenden Schlote zeigt — auch da, wo er in seiner Zwergenhaftigkeit scheinbar ohnmächtig den zermalmenden Riesenkräften der modernen Technik gegenübersteht!

Ruhrfestspiele kamen ins Werksgasthaus

Von W. Schleip, Grobblech

Dankenswerterweise haben die verantwortlichen Leute der Ruhrfestspiele ihr Versprechen, in diesem Jahr mit einigen Schauspielen „in die Betriebe zu gehen", verwirklicht. So gastierte das hervorragende Ensemble des Schauspielhauses Berlin unter der Regie von Karl-Heinz Stroux — wie in der letzten Werkszeitung bereits angekündigt wurde — mit Lessings „Nathan der Weise" am Sonnabend vergangener Woche im Werksgasthaus.

Lessing (1729—1781), zeit seines Lebens ein leidenschaftlicher Kämpfer echter Humanität und Toleranz, erlebte die Aufführung des „Nathan" nicht mehr. Einige Monate nach seinem Tode wurde das Stück nach einer Bearbeitung Schillers in Weimar uraufgeführt. Sofort entbrannte ein heftiger Streit um Wert und Unwert dieses dramatischen Gedichtes, das späterhin wegweisendes Vorbild für die deutsche klassische Dichtung wurde. Die theologische Fakultät in Leipzig wollte das Stück unterdrücken, aber Herder und Goethe verteidigten Lessing und bewunderten das Stück als ein Meisterwerk, das sich trotz aller anfänglichen Anfeindungen einen bleibenden Platz auf den Bühnen der Welt eroberte; es ist in alle Kultursprachen übersetzt.

Zweierlei Faktoren sind für das Gelingen einer Nathan-Aufführung Voraussetzung: ein eingespieltes und ausgeformtes Ensemble, das die Lessingsche Aussagekraft gültig darbringt und — ein aufnahmebereites und verständnisvolles Publikum. Ohne Übertreibung ist zu sagen, daß diese Voraussetzungen im Werksgasthaus gegeben waren, und so mag es nicht wundernehmen, wenn nach der ersten Szene die Verständigungsbrücke zwischen Schauspieler und Zuschauer nahtlos geschlagen war. Und dies ist die Handlung: Nathan, ein reicher und edelmütiger Jude, kehrt erfolgreich von einer längeren Geschäftsreise zurück. Seine Tochter Recha wäre beinahe ein Opfer der Flammen geworden, die während seiner Abwesenheit in seinem Hause wüteten, wenn sie nicht von einem Tempelherrn, einem Deutschen, der in einem Kreuzzug gefangen und später vom Sultan Saladin begnadigt wird, unter Einsatz seines Lebens gerettet worden wäre. Nathan will dem Christen, Retter seiner Tochter, Dank abstatten und seine gute Tat mit Gold aufwiegen. Doch dieser weist ihn brüsk zurück. Erst als er Nathans selbstlosen Edelmut erkennt, kommen die beiden einander näher. Trotzdem verweigert Nathan sein Ja-Wort zu der stürmischen Werbung des Tempelherrn um seine Tochter. Der Grund wird am Schluß des Stückes ersichtlich . . . Nach einer verschlungenen Handlung, in der Nathan dem mohammedanischen Sultan Saladin geschickt zu erklären versucht, warum keiner der drei Religionen, Islam, Christen- und Judentum irgendein Vorzug zu geben sei, werden die Fäden kunstvoll zusammengeführt. Nathans Tochter und der Tempelherr sind Geschwister, die die Wirren der Kreuzzüge in den Orient verschlagen haben, und sind auch mit dem Sultan und dessen Schwester Sittah blutsverwandt. Freilich, Lessing windet sich an dem Problem der religionsüberwindenden Liebe und der gemischten Konfessionsehe geschickt vorbei; indessen nimmt man es ihm nicht übel, denn der Stoff hat Spannungsgehalt genug, um glaubhaft zu dünken.

Ernst Deutsch in der Rolle des Nathan überzeugte mit der ihm eigenen Noblesse. Mit sparsamer Gestik meisterte er vorzüglich akzentuiert die Lessingsche Sprachgewalt. Sebastian Fischer gab dem ungestümen Tempelherrn jene Aussagekraft, die ihn für das schwere Charakterfach legitimiert. Verhalten und doch von zwingender Eindringlichkeit: Richard Häußler als Sultan Saladin. Warm und sympathisch die Frauenrollen mit Aglaja Schmid als Recha und Gisela Mattishent als Sultanstochter Sittah. Zuweilen brachten Hans Haßling als Klosterbruder und Alfred Schieske als Derwisch eine heitere Note in das ernste Spiel. Sonderapplaus für Ernst Legal als Patriarch von Jerusalem.

Regisseur Stroux' sichere Hand wurde aus jeder Szene spürbar; er verdeutlichte das hohe Ethos, das dem Werk innewohnt mit zwingender Eindringlichkeit — und die karge Kulisse war nur ein Vorteil: die Sprache, Ausdrucksmittel des Theaters, war somit ohne Hemmnis in den Vordergrund gerückt.

Der Werksgasthaussaal war vollbesetzt. Das Publikum, in der Hauptsache Werksangehörige, spendete ehrlichen, langanhaltenden Beifall.



Jede Menge Ansichtskarten



All' meine Freunde und Bekannten,
dazu die lieben Anverwandten
sind — nicht allein des Reimes wegen —
dem Reisefieber jäh erlegen.
Ich aber sitz' noch spät im Garten.
Vor mir: ein Haufen Ansichtskarten.
Es kräuselt sich die Petersilie,
gefleckt flammt eine Tigerlilie,
und weil man's so gemütlich haben kann,
zünd' ich nun 'ne Brasil mir an.

*

Sieh' da, Kollege Otto Schmidt.
In kurzen Worten teilt er mit,
Italien sei ein Himmelssegen,
in Rimini gäb's keinen Tropfen Regen.
Statt dessen aber blutrot ströme — —
Chiantiwein, und leicht gewöhne
sich daran selber ein Ottone,
der sonst in Oberhausen wohne.
Und dann das dolce far niente . . .
Wer nie den Zeitanschluß verpennte,
nun, dem geschehe eben recht,
wenn er dem Robotergeschlecht
allmählich werde zugesellt.
Nichtstun sei manchmal in der Welt
viel wichtiger als emsig Schaffen,
selbst wenn Kollegen drum auch
gaffen . . .

*

Erwin jedoch, voll Tatendrang,
zog mit auf Heringshochseefang.
Er schreibt von Sturm, haushohen Wellen.
(Ich wag' nicht, mir das vorzustellen.)
Klein sei der Fisch, doch männlich groß
das Wagnis, das ihn kühn dem Schoß
des Meers entreiße zu dem Zwecke,
damit ein Kater dran verrecke.
Zum Schluß: „. . . naturgesalzene Grüße
und weiterhin recht trockene Füße . . ."

*

Heinz Sommer ist gar sehr beglückt,
mit Marga hat er frühgestückt,
umtost von herbem Weltensturme,
hoch oben auf dem Eiffelturme.
Die BMW tät' ihre Pflicht,
doch ohne Sprit ging's nun mal nicht.
Von Frankreich fuhr'n sie nach Monaco,
mit 'nem Motorradanzug überm Sakko.
Sie wollten Faruk baden seh'n,
doch war's auch ohne ihn ganz schön.
Heinz schreibt, beflügelt wie noch nie,
sie fühlten sich schon gänzlich wie
Europa-Bummler auf dem Krad.
Ein Glück, daß man ein solches hat.
Sie führen nur noch schnell zum Nil,
und brächten mit ein Krokodil,
ein kleines, nicht zu großes Tier,
für uns als Reisesouvenir.

*

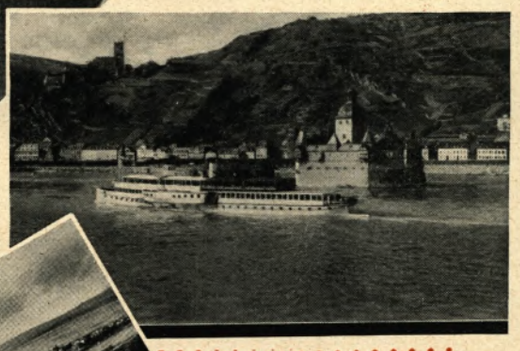
Bei Ansichtskarten kann erholen
der Mensch sich, ohne seine Sohlen
auf großen Fahrten durchzuwetzen
in gartenfriedenfernem Hetzen . . .

Diogenes















In einer „Frage des Monats" wollten wir im vergangenen Jahr wissen „Wie stellen Sie sich Ihren Urlaub vor? — Halten Sie die Lösung, nach der das Werk Belegschaftsangehörige in Ferienheime verschickt, für richtig?" —— Wie wir alle noch in Erinnerung haben, hatte diese Frage ein außerordentlich starkes Echo. In den Redaktionsbriefkästen türmten sich die Zuschriften. Zusammenfassend mußten wir feststellen, daß nur wenige Kollegen sich für die Beibehaltung der werkseigenen Erholungsheime aussprachen. Die große Mehrheit dagegen äußerte den Wunsch, den Urlaubsort nach freiem Ermessen wählen zu können. Vielfach wurde eine individuellere Feriengestaltung vorgeschlagen. Nur allzu verständlich,

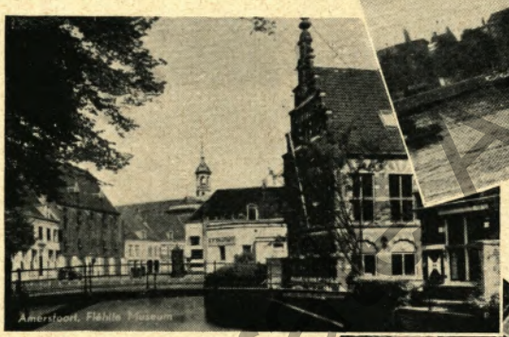
thyssenkrupp Corporate Archives

daß viele Menschen während ihres Urlaubs einmal losgelöst sein wollen von allen Bindungen ans Werk. Für viele ist es nun mal keine Erholung, beim Frühstück oder Mittagessen, beim Spaziergang oder Schwimmen ständig Menschen um sich zu haben, mit denen man vom Alltag, vom Arbeitsplatz her, bekannt ist. Im Urlaub möchte man verständlicherweise frei sein und nicht bei jeder Gelegenheit an die Eisenhütte, an den Schlackenberg, ans Walzwerk, an die Arbeit in den Büros oder an die Steinfabrik erinnert werden. Und ferner: So wohl man sich auch in den Ferienheimen im Sauerland, im Oberbergischen, im Westerwald oder im Lippischen fühlte, manch einer wäre bestimmt ebenso gerne zu Verwandten in den Hunsrück, in die Eifel oder zur Kur in ein bestimmtes Bad, an die See oder ins Gebirge gefahren. — —

Nun, unsere „Frage des Monats" war ein echtes Stimmungsbarometer, das die Werksleitung zum Anlaß nahm, um die Möglichkeit einer Änderung der Erholungsverschickungen durch die Sozialabteilung sorgfältig zu prüfen. Das Ergebnis dürfte bekannt sein. Wir haben in früheren Ausgaben bereits ausführlich hierüber berichtet: Zwei von vorher fünf Werks-Ferienheimen wurden auch für diese Urlaubs-Saison beibehalten. Dafür wurde allen anderen Belegschaftsmitgliedern, die ansonsten für eine Verschickung in eines der Heime in Frage gekommen wären, ein geldlicher Zuschuß für die Finanzierung einer privaten Urlaubsreise gewährt, der in der Höhe etwa dem pro Kopf in den Heimen aufgewandten Betrag entsprach. Das betreffende Belegschaftsmitglied konnte selbst wählen: Entweder Ferienheim im Sauerland oder aber finanzieller Zuschuß für Privatreise. Um jedoch sicherzugehen, daß alle diejenigen Kollegen, die sich für eine private Urlaubsreise entschieden, das Geld auch wirklich dazu benutzten, wurde ihnen zur Auflage gemacht, vom selbstgewählten Urlaubsort einen formlosen Kartengruß an die Sozialabteilung zu schicken. Das hat nichts zu tun mit „Urlaub auf Ehrenwort" oder Beaufsichtigung. Dadurch soll lediglich erreicht werden, daß das für die Erholung der Belegschaft gedachte Geld nicht irgendwo in einer Oberhausener Kneipe landet oder zu irgendwelchen Anschaffungen verwendet wird. Denn das hieße den eigentlichen Zweck verkennen. Einmal im Jahr nämlich müssen wir uns Ferien gönnen, einmal im Jahr müssen wir körperlich und seelisch ausspannen. Das ist der Sinn des Urlaubs. So wurde das kleine Übel, sprich „Kartengruß", auch von allen Kollegen gerne in Kauf genommen. Alle hatten Verständnis dafür. Und so sind dann auch Hunderte von Urlaubs-Kartengrüßen im letzten Monat auf die Schreibtische der Sozialabteilung geflattert: aus allen Teilen unserer Bundesrepublik und in großer Zahl sogar aus dem Ausland. Aus Holland, Frankreich, Italien, der Schweiz, Österreich, Luxemburg, Dänemark und Schweden. — — Überall weilen in diesen Tagen unsere Urlauber. Und alle schreiben begeistert und — — dankbar!







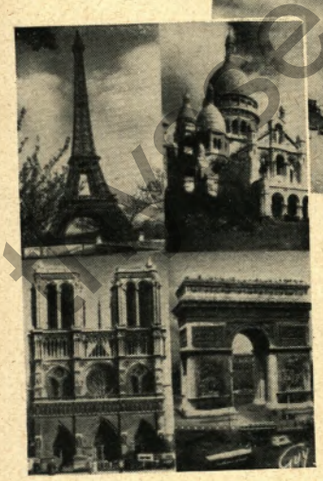




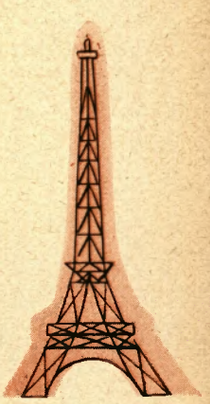


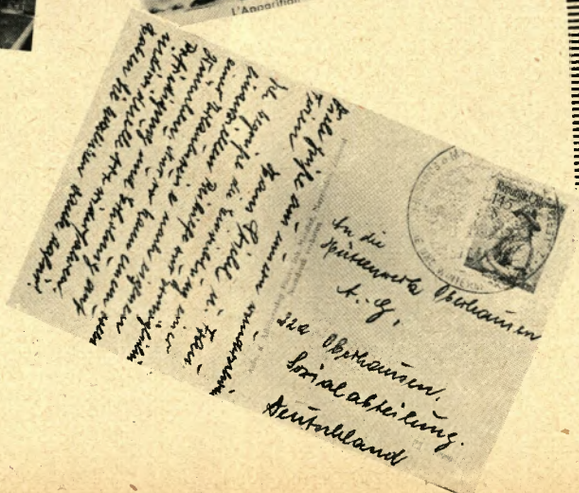




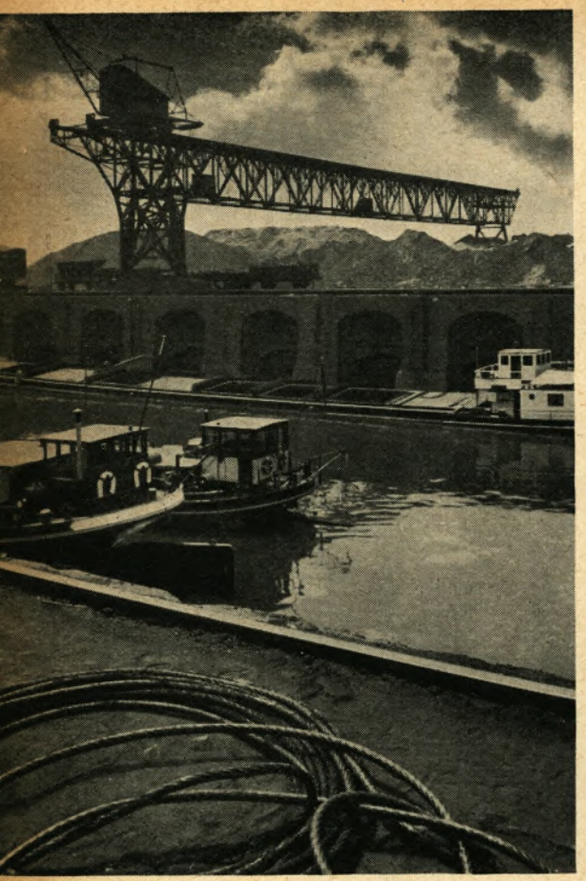








Thyssenkrupp Corporate Archives



Wie alljährlich, starteten auch diesmal die kaufmännischen Lehr- und Anlernlinge zu einer Besichtigung des Rheinhafens Walsum. Dies geschieht, um unseren Nachwuchs vertraut zu machen mit der Größe und Ausdehnung des Werkes. Von den Berichten, die hierüber geschrieben wurden, haben wir nachstehend den Aufsatz von Renate Queißer abgedruckt.

Hafen-Rundfahrt

Lehrlinge an Bord der „Barbara" - Sie lernen das Werk kennen

Mit der Hüttenbahn fuhren wir Lehrlinge durch die Werksanlagen und besichtigten anschließend den Hafen Walsum. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich zum ersten Male eine Vorstellung von der Größe und Wichtigkeit unseres Werkes.

Vor der Abfahrt bekam jeder von uns eine Karte, die uns einen genauen Überblick über den Verlauf unserer Fahrt vermittelte. Herr Kalberdodt gab uns unterwegs Erläuterungen über die einzelnen Betriebe und machte uns auf ihre Bedeutung für die Eisen- und Stahlerzeugung aufmerksam. Natürlich strömte viel Neues auf uns ein, aber ich will versuchen, mich in diesem Bericht auf das Wesentlichste zu beschränken.

Vom Unterrichtswagen aus sahen wir zuerst die Hochofengruppen EO II und EO I. Die Hochöfen produzieren täglich etwa 4 000 t Roheisen, das sind 450—500 Gichten. Die Eisensorten, welche hier hauptsächlich erzeugt werden, sind: Thomaseisen, Stahleisen, Hämatit und Spiegeleisen, darüber hinaus noch Ferromangan.

Weiter ging die Fahrt vorbei an der Vorfrischanlage, am Martinwerk, bis zur Übergabe Frintrop, wo die aus Oberhausen kommenden Erzeugnisse in Zügen verladen der Bundesbahn übergeben werden.

Am Stellwerk Frintrop sahen wir den 27 m hohen Sendemast, der es möglich macht, daß der Aufsichtsbeamte den Lokomotiven, die mit einer Funkanlage ausgerüstet sind, Funksprüche senden kann. Auf diese Weise ist eine schnelle Benachrichtigung gewährleistet.

Dann folgten der Eisenlagerplatz, die Draht- und schwere Profilwalzstraße, das riesige Kokslager, wo augenblicklich 50 000 bis 60 000 t Koks liegen, und die Eisenbahnwerkstatt.

Auf dem Schrottplatz wird der Schrott zu Paketen zusammengepreßt, die dann in den Hochöfen und im Martinwerk eingesetzt werden. Weiter fuhren wir am Zementwerk und am Blechwalzwerk vorbei zum Wasserwerk, wo in den Kläranlagen das Emscherwasser gereinigt wird. Der Wasserverbrauch ist ungeheuer hoch. Zur Kühlung der Hochöfen werden monatlich 3,2 Mill. cbm Wasser benötigt.

Interessant war es auch, zu erfahren, daß der kleine Gasometer etwa 40 000 cbm, der große 347 000 cbm Gas fassen kann.

Dann kamen wir an der Zeche Osterfeld, an dem neuen Preßwerk der GHH und an der Zeche Sterkrade vorüber. Erstaunlich war dann der plötzliche Übergang von dem verrußten Industriegelände zu den grünen Feldern und Wäldern, die auf den letzten Kilometern unserer Fahrt an uns vorbeizogen.

In Walsum begrüßte uns Herr Hegemann, der Leiter der Hafenverwaltung, der uns anschließend durch die Hafenanlagen führte und uns auf die Bedeutung des Hafens aufmerksam machte.

Der Hafen besitzt zwei Becken, die zusammen eine Kailänge von 1 400 m haben. Das bedeutet, daß zur gleichen Zeit 15 Kähne ent- oder beladen werden können. Dies geschieht mit Hilfe von fünfzehn 10- bis 15-t-Kränen, deren Greifer ein Eigengewicht von 6 t und ein Fassungsvermögen von $2^1/_2$ cbm besitzen. Zwei dieser Kräne bewegen sich über die Verladebrücken, die eine Stützweite von 77 m und 90 m haben. Mit Hilfe dieser beiden Kräne wird das Erz, das auf den Lagerplätzen zwischen dem Rhein und den beiden Hafenbecken gelagert werden soll, entladen.

Die Aufgabe des Hafens ist es, einmal die Rohstoffe, die von den Nordseehäfen aus mit Rheinkähnen nach Walsum kommen, zu entladen und zu den einzelnen Firmen zu schikken, und auf der anderen Seite die Fertigprodukte dieser Werke zu versenden.

Die Erze, die im Hafen umgeschlagen werden, kommen zum größten Teil aus Schweden, Indien, Nord- und Südafrika, Neufundland, Griechenland usw.

Herr Hegemann berichtete uns auch von den Problemen, die im Laufe der Zeit aufgetaucht sind, deren Lösung jedoch, wie oft, nur eine Geldfrage ist. So sagte er uns z. B., daß die Kräne, die eine Hubgeschwindigkeit von 15 bis 20 km/std besitzen, veraltet sind im Vergleich zu den modernen, deren Hubgeschwindigkeit 80 km/std beträgt. Herr Hegemann ist davon überzeugt, daß er mit wesentlich weniger, dafür aber modernen Kränen rentabler arbeiten kann.

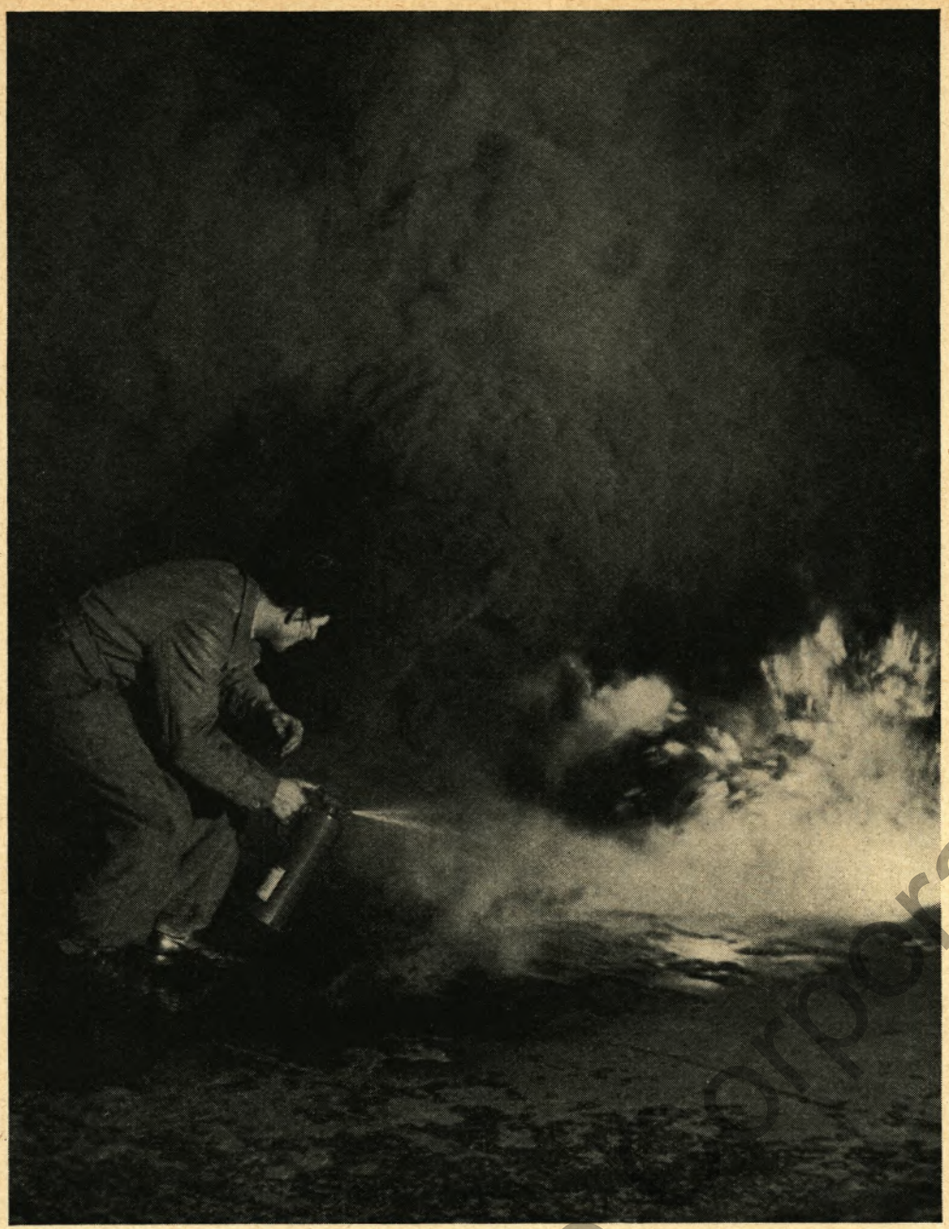
Eine andere Schwierigkeit entsteht durch die Erosion des Rheines. Da man die Ufer zugunsten der Schiffahrt künstlich näher zusammengedrängt hat, um eine tiefere Fahrrinne zu erhalten, fließt der Strom schneller und wäscht dadurch den Boden Zentimeter um Zentimeter aus. Die Folge davon ist, daß das Flußbett sich ständig vertieft, der Boden der Hafenbecken jedoch gleich hoch bleibt. Der Wasserspiegel sinkt allmählich und die Hafenbecken werden auf diese Weise immer seichter. Vielleicht findet dieses Problem seine Lösung darin, daß die Kohlefelder, die unter dem Hafen liegen, abgebaut werden, so daß sich die ganze Anlage dadurch von selbst senkt. Anschließend fuhren wir mit dem Motorboot „Barbara", das die Kähne in den Hafen holt, nach Orsoy, wo wir uns bei Kaffee und Tanz bis zur Rückfahrt erfrischten und vergnügten.

Kurzgefaßt: Belegschaftsversammlungen

OBERHAUSEN: Einleitend Vorführung der Werkswochenschau. Danach Eröffnung durch Betriebsratsvorsitzenden Vojkühler. Arbeitsdirektor Karl Strohmenger sprach, gleichzeitig im Namen des Technischen Direktors Dr. Graef, Dank aus für das bei notwendigen Umbesetzungen von den Betroffenen gezeigte Verständnis. — Prokurist E. Hardung: Rückgang der Belegschaftsstärke durch fortlaufende Modernisierung der Anlagen. Rationalisierung soll jedoch nicht zur Erwerbslosigkeit führen. Genehmigung zur Fortführung der 42-Stunden-Woche in den Martinwerken vom Arbeitsministerium erteilt. — Dipl.-Ing. H. G. Bommer: Geschäftslage durch eine allgemeine Belebung des Auftragseingangs verbessert. Vorerst noch nicht abzusehen, ob es sich um eine Stabilisierung von Dauer oder nur um eine vorübergehende Marktbelebung handelt. Rohstahlerzeugung wird im August und September erstmals wieder 100 000-Tonnen-Grenze übersteigen. — Willy Vojkühler: Jahresbericht des Betriebsrates. Ferner hob er hervor, daß der Jahrgang 1888 nicht wie vorgesehen im September, sondern erst Ende Oktober pensioniert wird. Die Einführung einer Sterbekasse wird in einer der nächsten Ausgaben der Werkzeitschrift zur Diskussion gestellt. — Josef Vojkühler zur Lohnentwicklung: Verdienst in der Zeit vom 4. März bis 14. Juli 1954 gleichbleibend. — Franz Alme: Im letzten Quartal 147 Wohnungen vergeben. Somit erhielten seit 1947 1868 Belegschaftsmitglieder neue Wohnungen. — August Jürs: Im letzten Quartal 217 Betriebsunfälle, davon 175 leichte, 34 mittlere, sechs schwere und zwei tödliche. — Klemens Haas bewies mit genauen Zahlen, daß trotz der angespannten Wirtschaftslage während des Berichtszeitraums die Betreuung der Belegschaft auf sozialem Gebiet nicht vernachlässigt wurde. — Es bleibt wiederum festzustellen, daß die Belegschaftsversammlung getragen wurde von einer freundschaftlichen Atmosphäre gegenseitigen Vertrauens.

GELSENKIRCHEN: Betriebsratsvorsitzender Rudolf gab bekannt, daß die Erzeugung des Werkes Gelsenkirchen im vergangenen Quartal um rund 4 000 t gestiegen ist. Für die Hitzearbeiter im Walzwerk und in der Verzinkerei wurde eine Teeausgabe an heißen Tagen eingeführt. Auf dem Lohngebiet ergaben sich an einzelnen Stellen Verbesserungen. Unfälle im Berichtsquartal erfreulicherweise zurückgegangen. Meistens Handverletzungen. Pehmler: Bericht über das Wohnungswesen. Die Lage ist gegenwärtig so, daß Landesmittel für Neubau und Wiederaufbau nicht zugewiesen worden sind. Dagegen stehen Landesmittel für Eigenheime zur Verfügung, die allerdings nicht durch das Werk, sondern durch eine Wohnungsbaugesellschaft erstellt werden. — Prokurist Perlich machte anschließend Ausführungen zur allgemeinen wirtschaftlichen Lage auf dem Drahtmarkt. Er wies darauf hin, daß die Konkurrenz hier sehr stark sei und daher jeder an seinem Arbeitsplatz Qualitätsarbeit leisten müsse. — Anschließend eine recht lebhafte Diskussion.

thyssenkrupp Corporate Archives



Und hier der in dem Bericht beschriebene Klein-Polarlöscher. Eingesetzt wird dieses Handlöschgerät beispielsweise bei Bränden in Laboratorien, Telefonzentralen und kann ohne Schwierigkeit in jedem Kraftfahrzeug mitgeführt werden.

Als letzter der Kohlensäure-Handfeuerlöscher soll nun der Kohlensäure-Gas-Schnee-Feuerlöscher beschrieben werden:

Mit diesem Gas-Schnee-Feuerlöscher (Gigant) wird je nach Bedarf Kohlensäure oder ein weittragender Gasstrahl erzeugt. Die Umstellung von einem Löschmittel auf das andere geschieht durch einfachen Daumendruck auf einen Schalthebel am Handgriff des Löschrohres.

Die Anwendung von Kohlensäure erfolgt genau so wie bei dem Kohlensäure-Polarlöscher. Der Schalthebel verbleibt dann in Normalstellung. Nur für Einsatz des Gasstrahles wird der Schalthebel betätigt.

Der Gasstrahl wird eingesetzt für die Bekämpfung von Bränden an Gasflaschen, Gasrohrleitungen, Maschinen und elektr. Anlagen. Durch den scharfen Gasstrahl wird die Flamme sofort ausgeblasen, ja, regelrecht abgerissen. Noch vorhandene Glutstellen werden durch Umstellen auf Schnee nachgelöscht. **Mayer**

Bekanntmachung

Die Personalabteilung für Arbeiter weist noch einmal darauf hin, daß Änderungen in den persönlichen Verhältnissen unverzüglich zu melden sind. Das gilt insbesondere für Veränderungen, die für die Gewährung von Sozialzulagen maßgebend sind, und zwar Familienstandsänderungen, Geburten und Sterbefälle, weiterer Schulbesuch von Kindern, die das volksschulpflichtige Alter überschritten haben, Renten- und Unterhaltszahlungen, die geleistet werden für uneheliche Kinder, Stief- und Pflegekinder u. a., ebenso für Wohnungsänderungen.

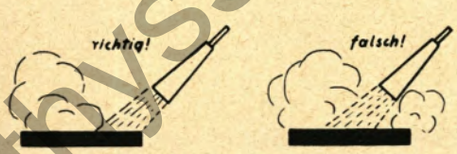
Bei den vorstehenden Änderungen genügt es nicht, wenn diese dem Meister, Betriebsbüro oder der Betriebskrankenkasse bekanntgegeben werden. Sie sind vielmehr der jeweils zuständigen Personalabteilung bzw. von Belegschaftsmitgliedern der Abteilung Verkehr dem Lohnbüro Abteilung Verkehr zu melden.

Die Werksfeuerwehr berichtet

Über die Anwendung von Handfeuerlöschern (II)

Nachdem wir uns das vorige Mal eingehend über den Trockenfeuerlöscher unterhalten haben, wollen wir heute über die drei Arten von Kohlesäure-Feuerlöschern sprechen.

Da ist zunächst der Kohlensäure-Löscher (CO_2-Löscher). Er besteht aus einer Stahlflasche mit Schraubventil und Sicherheitsscheibe, einem ein Meter langen Hochdruckschlauch mit Schneerohr (Löschrohr) und einem Tragegriff.



Die Stahlflasche ist mit 6 kg flüssiger Kohlensäure (CO_2) gefüllt. Kohlensäure leitet nicht elektrischen Strom und ist daher für die Brandbekämpfung an elektrischen Maschinen und Anlagen das beste Löschmittel; ebenfalls ein bevorzugtes Löschmittel für leicht brennende Flüssigkeiten, Treib- und Leuchtgase, chemische Erzeugnisse und hochwertige Materialien.

Was macht man nun, wenn ein Brand ausgebrochen ist?

Ich nehme den Löscher aus der Haltevorrichtung und eile damit möglichst dicht an den Brandherd heran. Erst jetzt wird das Schraubventil bis zum Anschlag ganz aufgedreht. Ein halb geöffnetes Ventil wird in der Austrittsöffnung vereisen, und die Löschwirkung wird in Frage gestellt. Durch die plötzliche Druckentspannung wird die flüssige Kohlensäure in dem Schneerohr (Löschrohr) in ein Gemisch von Kohlensäureschnee und Kohlensäuredampf umgeformt. Vor der Flamme und dem Rauch braucht Ihr keine Furcht zu haben; denn der Kohlensäureschnee und -dampf drücken beides sofort nieder. Ihr könnt Euch im Schutze dieser Schnee-Dampfwolke dem Brandherd ganz dicht nähern, um ihn wirksam zu bekämpfen. Auch bei starkem Frost ist die Löschkraft der Kohlensäure unverändert gut. Das ist in kurzen Zügen der Löschvorgang.

Als nächster Feuerlöscher wäre der Kohlensäure-Klein-Polarlöscher zu besprechen.

Der Klein-Polarlöscher ist in der Handhabung und Wirkungsweise der gleiche, wie der CO_2-Löscher. Eingesetzt wird der Klein-Polar bei Bränden in Laboratorien, Telefonzentralen, Lebensmittellagern und für hochwertige Maschinen. Kohlensäure als Löschmittel hinterläßt keine Rückstände und ist absolut neutral in seiner Auswirkung.

Unser Bild zeigt einen CO_2-Handfeuerlöscher im Einsatz. Wichtig ist, daß das Feuer, wie auf dem Foto gezeigt, von der nächstliegenden Stelle angegriffen wird. (Vgl. Zeichnung links.)



thyssenkrupp Corporate Archives



Eine weltbewegende Frage:

Fluch oder Segen der Technik

Die in Heft 6/54 wiedergegebenen „Gedanken zur Technik" von Antoine de Saint-Exupéry haben in der Leserschaft einen ungemein starken Widerhall gefunden. Und zwar im positiven Sinne. Bei der Redaktion sind eine ganze Reihe von Zuschriften daraufhin eingegangen. Aber was die große Überraschung war, nicht etwa aus den Büros, sondern aus den Betrieben kam das Echo. Stellt dies doch abermals unter Beweis, was wir in der vorigen Ausgabe (vgl. Artikel über die Ruhr-Festspiele) schon einmal behaupteten: Die heutige Arbeiterschaft zeigt sich aufgeschlossen gegenüber allem Schönen und Wertvollen. Gerne kommen wir daher dem vielfachen Wunsch nach, auf unserer Bücherseite die einzelnen Werke des französischen Dichters zu besprechen, um sie einmal einem großen Kreise nahezubringen. Es ist gerade 10 Jahre her, daß Saint-Exupéry von einem Feldflughafen auf der Insel Korsika aus zu einem Aufklärungsflug über das Küstengebiet Südfrankreichs startete. Das Flugzeug kehrte nie zurück. Erst später wurde durch die Tagebuchaufzeichnung eines deutschen Oberleutnants offenbar, daß die über dem Mittelmeer abgeschossene Maschine nur die des französischen Fliegerdichters Saint-Exupéry hat sein können. „... wozu Haft! Wir sind alle Schicksalsgefährten und vom gleichen Stern durch den Raum getragen." Das war seine Losung. Seine Worte und seine Taten sind Vorbild für alle jungen Menschen. Über seiner Gestalt liegt ein Abglanz vom Schimmer echten Heldentums.

In diesem Zusammenhang wollen wir daher nicht versäumen, ganz kurz auf ein äußerst interessantes und mit großer Sorgfalt ausgearbeitetes Referat zum „Kultur-Technik-Problem" einzugehen, welches Direktor Dr. Kohlitz von der Mannesmann-AG in diesen Tagen vor den Werkszeitungs-Redakteuren der Eisen- und Stahlindustrie hielt. Am Anfang des Vortrages standen die Worte Saint-Exupérys, die in unserem Werk eine so starke Anteilnahme auslösten. Um was geht es denn eigentlich? — Fluch oder Segen der Technik. Das ist die Frage. Die Atombomben-Versuche in der Südsee haben uns alle in einen Zustand panischer Angst versetzt. Sind wir heutzutage überhaupt noch Herr der Technik? Sind die Wissenschaftler sich der Tragweite bewußt, welche Mittel sie der Menschheit mit der modernen Technik in die Hände gelegt haben? Gewisse Autoren versuchen heute sogar die Technik für alles Übel in der Welt verantwortlich zu machen — —

Und hier setzt Dr. Kohlitz ein, ganz im Sinne Saint-Exupérys, indem er solche Vorstellungen als unsachlich ablehnt. Gewiß ist von jeher die Technik eine willige Dienerin des Krieges gewesen, wobei sogar Männer von kulturellem Range eines Archimedes oder Leonardo da Vinci bedenkenlos ihre Fähigkeiten zur Verfügung stellten. „Es dürfte aber jedenfalls feststehen, daß noch nie die Techniker einen Krieg begonnen haben. Und wenn ein Krieg auch heute im wesentlichen technisch geführt wird, so wird er doch nie aus Gründen der Technik begonnen. Trotz aller üblen mit der Rüstungsindustrie zusammenhängenden Erscheinungen läßt sich der Krieg nicht aus dem Wesen der Technik erklären, sondern folgt aus dem Wesen der Menschen, aus ihrer persönlichen Unzulänglichkeit und der politischen Unvernunft, dem Größenwahn oder politischem Machtstreben."

Fluch oder Segen der Technik? Und was meint Saint-Exupéry? — Lesen wir doch noch einmal die schon in Heft 6 wiedergegebene Stelle nach aus dem so wundervollen Werk „Wind, Sand und Sterne", in der es heißt: Wir denken, daß die Technik den Menschen erdrückt und zerstört — wohl nur, weil wir noch zu wenig Abstand haben, um die Wirkungen einer so plötzlichen Umstellung zu überblicken. Was sind die hundert Jahre des Zeitalters der Maschine gemessen an den zweihunderttausend Jahren der Menschheitsgeschichte?

SAINT-EXUPÉRY – DER FLIEGER-DICHTER

Antoine de Saint-Exupéry: Südkurier. Karl-Rauch-Verlag, Bad Salzig. 1949. 141 S.

Der erste Fliegerroman Exupérys (geb. 1900 zu Lyon, 1944 im Luftkampf an der Mittelmeerfront gefallen) ist noch weit von der Geschlossenheit und sprachlichen Dichte seiner späteren Werke entfernt. Und doch klingt in ihm schon alles an, was des Verfassers kurzes Leben so reich und erfüllt machte. Geschildert wird das harte Fliegerleben des Piloten Jacques Bernis, der auf der Linie Frankreich—Afrika eingesetzt ist. Sein Dasein ist Schnittpunkt vieler Leben. Da umgeben ihn die schweigenden Nächte der Sahara, die ihn auf der Terrasse des einsamen Wüstenforts träumen lassen . . ., dann wiederum bedeutet ihm die Flugzeugkanzel die eigentliche Welt, unsere Erde erscheint ihm „wie im Glaskasten". Und schließlich ist da noch Paris, und in Paris eine Frau, Genoveva, die er liebt, aber nicht zu erringen vermag. Wir folgen gespannt dem „Südkurier" Bernis auf seinem letzten Flug, der Roman mit seiner spannenden Handlung nimmt uns gefangen. Hinter dem Ablauf der äußeren Tatsachen aber steht unausgesprochen der Gedanke, den Bernis kurz vor seinem Tode äußert: „Ich habe ein Leben lieb gehabt, das ich nicht verstand, ein Leben, das nicht ganz treu war. Ich weiß nicht einmal recht, wonach ich mich sehnte: es war ein unbewußter Heißhunger . . ."

Antoine de Saint Exupéry: Flug nach Arras (Pilote de guerre). Übersetzt von Fritz Montford. Karl-Rauch-Verlag, Düsseldorf. 1952. 222 S.

Saint-Exupéry, Flieger aus innerer Berufung, überall dabei, wo es galt, der Menschheit, die er so heiß liebte, einen neuen Bereich zu erobern. Er betätigte sich bei der Einrichtung von Postlinien in den Kordilleren, wir finden ihn unter den Pionieren, die zuerst im Flugzeug die Sahara bezwangen. Der „Flug nach Arras" schildert die Durchführung und das Gelingen eines aussichtslosen Befehls, im Tiefflug das besetzte Hinterland zu erkunden. Diese Episode ist jedoch nur der äußere Rahmen, der die vielfältigen Gedanken Exupérys, die in erster Linie Gedanken über den Menschen sind, zusammenhält.

Der Krieg ist für ihn, den echten Abenteurer, kein Abenteuer. „Der Krieg ist eine Krankheit, wie der Typhus." Aus seiner Welt des Flugzeugs erkennt Exupéry, daß die Welt des Erdbodens aus der Ordnung geraten ist. Es gilt, den Dingen wieder ihren Sinn zuzuweisen, den Menschen wieder ins rechte Licht zu rücken. „Man muß den Menschen wiederherstellen. Das ist das Wesen meiner Kultur." Nun, die Kultur Exupérys, dieser großen Kämpfernatur, stützt sich auf die Nächstenliebe und die Demut. Die Nächstenliebe ist die Grundlage des Menschen, wie der Mensch wiederum überhaupt der Schlußstein der Kultur ist.

Antoine de Saint-Exupéry: Wind, Sand und Sterne. Karl-Rauch-Verlag, Düsseldorf. 237 S.

In „Wind, Sand und Sterne" erreicht Exupérys Dichterschaffen aus dem Fliegerleben seinen Höhepunkt, hier läßt er seine Erlebnisse vor uns entstehen, die ihm seine Dienstzeit auf den großen Linien Frankreich—Südamerika und Paris—Saigon so gefahrvoll machten. Der zeitliche Rahmen der Handlung spannt sich über zehn Jahre, von 1926, wo Exupéry als junger Pilot sich auf der Linie Toulouse—Dakar auszeichnete, bis zu seinen Eindrücken im spanischen Bürgerkrieg. 1926 — noch hat die Flugtechnik nicht die Kinderkrankheiten überwunden. Schwer und verlustreich ist der Kampf mit den Elementen — aber aus welchem Holz sind nicht die Männer, die diese im Material noch unzuverlässigen Maschinen steuern: Liebevoll zeichnet Exupéry das Andenken seiner Kameraden. Das 8. Kapitel des Buches ist zugleich das mitreißendste und umfangreichste. Exupéry und sein Beobachter Prévot geraten über der Sahara in einen Sandsturm. Notgelandet, irren sie tagelang im Sandmeer umher, von Delirien genarrt, dem sicheren Durststode nahe . . . bis, wie durch ein Wunder, eine Beduine sie auffindet. Szenen aus Madrid und Barcelona, Eindrücke vom Frontereignis des spanischen Bürgerkrieges beschließen ein in männlicher Sprache geschriebenes Buch — ein Abenteuerroman im wahrhaft guten Sinne!

Antoine de Saint-Exupéry: Der kleine Prinz. Mit Zeichnungen des Verfassers. Karl-Rauch-Verlag, Düsseldorf. 1950. 93 S.

Saint-Exupéry, ein Mann der kühnen Tat und erst in zweiter Linie Dichter, schrieb den „Kleinen Prinzen" für seinen Freund, „als dieser noch ein Junge war". Hüten wir uns jedoch, in der reizenden Erzählung nur ein harmloses Märchen zu sehen. Saint-Exupéry läßt uns wissen: „Ich möchte nicht, daß man mein Buch ‚leicht nimmt'." Zart verwebt Exupéry Technik und Traum; in der Wüste, wo er hat notlanden müssen, begegnet er dem kleinen Prinzen, dem sehnsüchtigen Menschlein vom Asteroiden B 612, der seinen Planeten — kaum größer als ein Haus — aus Liebe zu einer Rose verlassen hat. — Wir sind traurig, am Ende den kleinen Prinzen, den wir in unser Herz geschlossen haben, zu seinem Stern zurückkehren zu sehen. Doch bestimmt wird sein liebevolles und zugleich so schwermütiges Wesen uns weiterhin begleiten!

thyssenkrupp Corporate Archives



Die Schlacht findet diesmal im Saal statt



Schach — das königliche Spiel — soll heute Gegenstand unserer Betrachtung sein. Es sind nicht wenige unter uns, die ihm mit Leidenschaft ergeben sind. Wie sicherlich bekannt ist, gibt es die „Betriebsschachgemeinschaft Hüttenwerk Oberhausen", die etwa vierzig Mitglieder zählt. Die letzte Spielsaison war für die HOAG-Schachspieler besonders erfolgreich. Ungeschlagen wurde man Sieger in der Gruppe Unteremscher. Gegner im Spiel um den Aufstieg in die Kreisklasse war der Schachklub Gladbeck. Das erste Spiel wurde von den Oberhausenern gewonnen, aber leider gingen das Rückspiel sowie das darauffolgende Entscheidungsspiel verloren. Für dieses Jahr also wurde nichts aus dem Aufstieg in die höhere Spielklasse. Aber was nicht ist, kann noch werden. Oder: Gut Ding will Weile haben! Jeweils freitagabends finden im Lokal Stermann (Ecke Bismarck- und Körnerstraße) die Spielabende statt. Alle Interessenten sind herzlich eingeladen. Der Vorsitzende Hans Mallmann sowie Spielwart Friedel Surmann freuen sich über jeden neuen Schachfreund.

Heute wollen wir lediglich einige allgemeine Betrachtungen über das Schachspiel geben.

Sicherlich waren Sie schon einmal Zuschauer einer Schachpartie, entweder in Ihrem oder Ihres Freundes Heim, bei einer Filmvorführung oder bei einem Schauturnier. Auch ohne ein Kenner dieses Spiels zu sein, werden Sie dem Treiben der Figuren interessiert zugesehen haben, die sich in zwei Gruppen unter der umsichtigen Führung der beiden Spieler auf dem Brett mit seinen 64 hellen und dunklen Feldern tummelten.

Vor Beginn der Partie, wenn alle Figuren auf ihren Ausgangsfeldern in Reih und Glied stehen, zeigt sich ein Bild erstklassiger Ordnung, doch schon nach wenigen Zügen entsteht der Eindruck, als sei hier alles durcheinander geraten. Die Figuren wandern vor und zurück, mal nur um ein Feld, mal um mehrere Felder, jetzt nach links, dann wieder nach rechts oder auch schräg. Mitunter werden sogar gegnerische oder eigene Figuren übersprungen. Das alles sieht für denjenigen, der mit dem Spiel nicht vertraut ist, so aus, als fehle hier jedes System — doch ganz das Gegenteil ist der Fall: Alle Phasen einer Schachpartie verlaufen nach bis ins kleinste durchdachten Regeln, die so genial ausgewogen sind, daß sie und die Art der Figuren selbst dem Schach den Beinamen gaben: „. . . . das königliche Spiel".

Schach kann mit dem wirklichen Leben verglichen werden. Die Figuren verkörpern Personen am Hofe des Königs. So wie er die größte Persönlichkeit im Staate ist, steht beim Schach der König als wichtigste Figur inmitten seiner Getreuen. Auf ihn richtet sich der ganze Angriff, denn wenn er mattgesetzt ist, hat der Gegner das Spiel gewonnen. Er ist sich seiner Wichtigkeit auch voll bewußt. Bequem und behäbig läßt er andere für sich arbeiten und kämpfen. Wenn er direkt angegriffen wird oder einen Angriff vermutet, wird schnell einer der Seinen in unmittelbare Nähe kommandiert, um notfalls als Kugelfang zu dienen. Nur wenn dem König das nicht gelingt, bewegt er sich von seinem Standort weiter, aber auch dann nur um ein Feld. Nur allzugern verkriecht er sich durch die „Rochade" hinter einen seiner Türme und einigen Bauern, da ihm bekannt ist, daß dieser Platz guten Schutz bietet. Es kann ihm aber auch passieren, daß ein mutiger Gegner in tapferem Angriff diese Stellung stürmt und aufreißt. Wehe dem König, der nicht versteht, seine Getreuen um sich zu scharen — er ist rettungslos verloren.

Dem König zur Seite steht die Dame, wie im Volke die Königin. Ihr gegenüber ist jeder beim Schach — ebenso wie im täglichen Leben — höflich, behandelt sie zuvorkommend und — räumt ihr außergewöhnliche Freiheiten ein. Sie darf als einzige Figur das Spielfeld in gerader und schräger Linie durchschreiten ohne Beschränkung der Anzahl freier Felder. Sie schlägt dabei alle Gegner, die sich ihr ungeschützt in den Weg stellen, kaltblütig aus dem Felde. Sie tut es in Ausnutzung der ihr gewährten Freiheit, ohne das Opfer vorher zu warnen, erwartet aber gleichzeitig von ihren Gegnern, daß sie einen direkt bevorstehenden Angriff auf ihre Person bekanntgeben, damit sie sich für den Fall, daß sie den Angriff nicht bemerkt, noch rechtzeitig in Sicherheit bringen kann. So kommt es, daß beim Schach immer wieder beobachtet werden kann, wie die Dame einen unachtsamen Gegner vernichtend aus dem Felde räumt, selbst aber beim Gegenangriff den Warnruf „gardez" lächelnd entgegennimmt.

Jeder dieser beiden Hauptfiguren — Dame und König — stehen ein Läufer, ein Springer und ein Turm — auch Offiziere genannt — zur Seite. So wie der Läufer getreu der Wirklichkeit das ganze Spielfeld querfeldein durchlaufen darf, sind dem Springer bestimmte Felder zugedacht, die er springend erreichen kann, und der Turm steht als Bollwerk an der äußeren Kante, bereit, auf schnurgeradem Wege zuschlagend den Feind zu vernichten. Diese drei Figuren haben gemeinsam die Aufgabe, Helfer im Angriff oder Schützer bei der Verteidigung zu sein.

Vor allen hat sich das Volk aufgebaut — die Bauern. Sie bilden die Deckung für die „hohen Herrschaften" und stehen wie im Leben des Staates in vorderster Linie ihren Mann. Sie sind es auch, die zu Beginn des Spiels als erste gegen den Feind vorgehen, dessen Fußvolk bedrohen und einen Sperrgürtel vor die eigenen Linien legen. Sie dürfen für ihr Oberhaupt die heißesten Kastanien aus dem Feuer holen. Gern wird mal einer aus ihren Reihen als Lockmittel vorgeschickt, aus ihm eine Falle gebaut und sie geopfert, wenn sich dadurch die Möglichkeit ergibt, den Feind anschließend empfindlich zu treffen. Geraten die Bauern hier oder dort auf verlorene Posten und erscheint ein Schutz für sie als zu großes Risiko, so überläßt man sie ihrem Schicksal und wendet sich „größeren Aufgaben" zu. Anders verhält man sich beim Schach einem Bauern gegenüber, der auf seinem strapazenreichen Wege gegen den Feind erfolgreich war. Ihm läßt man größtmöglichen Schutz angedeihen, denn nur zu gut ist bekannt, welche Bedeutung er erlangt, wenn er erst einmal das letzte Feld des gegnerischen Lagers erreicht hat. Hier wird der Bauer nämlich belohnt, zum Offizier befördert und stellt dann eine starke Kampfkraft dar. Die Bauern des Schachspiels zeigen uns also, daß auch der „kleine Mann" zu „Großem berufen" sein kann, aber er wird hier wie im Leben erst dann anerkannt, wenn er durch Leistung bewiesen hat, daß mehr in ihm steckt, als er zu Beginn seiner Laufbahn zeigen konnte.

Nach dem Aufbau einer Angriffsstellung gilt es, den Gegner so zu attackieren, daß sein eigener Angriff ins Stocken gerät, und damit seine Pläne zunichte gemacht werden. Es geht nun, und zwar im Gegensatz zur Wirklichkeit, nicht darum, Auge um Auge — Zahn um Zahn die eigenen Figuren gegen die des Gegners auszutauschen, um den Feind zu vernichten. Hier heißt es vielmehr, den Angriff auf den König so zu konzentrieren, daß im geeigneten Augenblick zum entscheidenden Schlage gegen ihn ausgeholt — mit anderen Worten, er schachmatt gesetzt werden kann. Unabhängig von der Größe der Streitmacht einer Partei ist nur die Einsatzfähigkeit des Königs von Entscheidung. Sie fällt in dem Augenblick, da er sich geschlagen geben muß.

Das Ganze geht nun nicht so schnell vonstatten, wie es hier beschrieben wurde, sondern es dauert oft Stunden bis zum Ende einer Partie. Dennoch wird keine ihrer Phasen langweilig, nein, eher noch spannender bis zum Schluß. Jeder Zug muß gut überlegt werden, und nicht nur das, auch die Möglichkeiten des Gegners dürfen nicht außer acht gelassen werden, denn oftmals bahnt ein einziger Zug den Sieg oder die Niederlage einer Partie an.

Wer erst einmal mit den Grundregeln vertraut ist und selbst am Brett sitzt, wird das Interessante und Vielseitige dieses Spiels erkennen. Statt dem Schach wieder den Rücken zu kehren, sucht er viel eher nach Freunden mit der gleichen Leidenschaft. Selbstverständlich muß der sogenannte „Anfänger" Niederlagen hinnehmen, aber nur durch das Spiel mit dem stärkeren Gegner kann er lernen und wird bald erkennen, daß diese Partien mehr Freude machen als die gegen den unterlegenen Mann.

thyssenkrupp Corporate Archives

„Behüte" Deinen Kopf



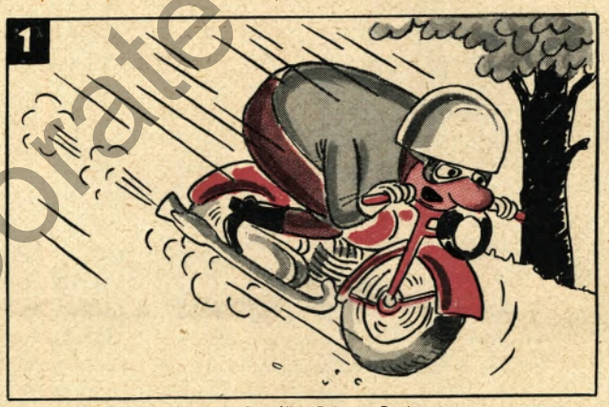
Diesmal lustig betrachtet
von CURT CERNY



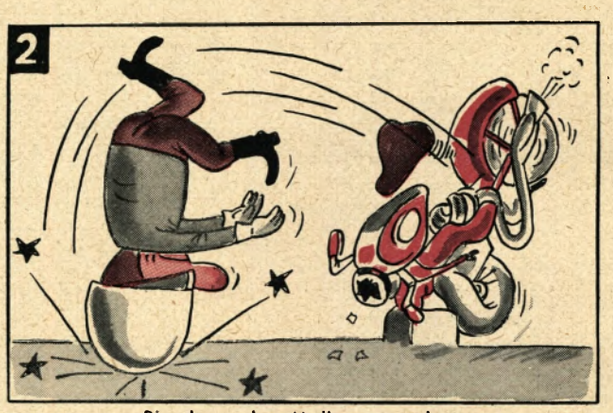
„Geht bequem Jungs, ich war auch nur Oberschütze."



„Nee Männekens, Ihr denkt wohl weil ich 'nen Schutzhelm trage, könnt Ihr mich auf den Arm nehmen."



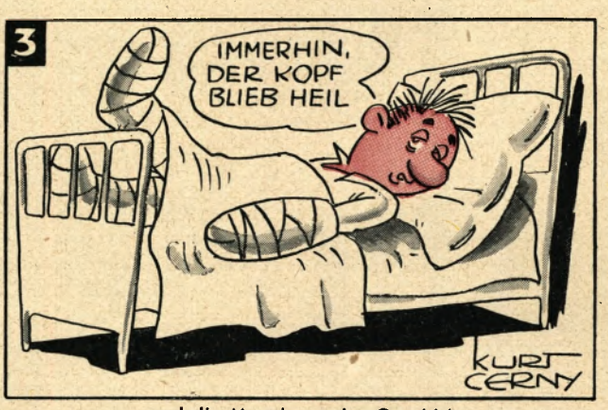
Immer ist für Fritze Dole
Tempo, Tempo die Parole



Bis dann das Malheur passiert
Sturzhelm wird jetzt ausprobiert.



„Den Helm nehm ich mit nach Hause, hab 'ne kleine Differenz mit meiner besseren Hälfte."



... und die Moral von der Geschicht - rase auch mit Sturzhelm nicht.

thyssenkrupp Corporate Archives